

Festgelegtheit oder Wandelbarkeit der psychischen Funktionen? Die moderne bio-psycho-soziale Perspektive

Lange Zeit hat es in der Psychologie Debatten darüber gegeben, durch welche Faktoren ein Individuum geprägt wird, ob es eher die biologisch-genetische Seite ist, die die Entwicklung einer Persönlichkeit determiniert oder ob die psychosozialen und gesellschaftlichen Einflüsse, denen ein Mensch in seiner Entwicklung ausgesetzt ist, die entscheidende beeinflussende Größe ist.

Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts betonten die Humanwissenschaften die biologisch-genetische Seite und damit auch die relative Festgelegtheit des Individuums, was seine Anlagen und Fähigkeiten betrifft. In den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts kam zu heftigen Kontroversen über ein derart statisches Menschenbild und zu einer Gegenbewegung, die betonte, dass das einzelnen Individuum eher als unbeschriebenes Blatt auf die Welt kommt und dass die familiären und gesellschaftlichen Faktoren die entscheidend persönlichkeitsprägenden sind. Genetik und andere biologische Dispositionen seien demgegenüber zu vernachlässigen. Dies war ein optimistischeres Menschenbild, weil es eher die Wandelbarkeit und die Entwicklungsmöglichkeit hervorhebt.

Als sich die Debatte etwas beruhigt hatte, kam es zu einer Art Kompromissmodell, das heute als „bio-psycho-soziales Modell“ bekannt geworden ist

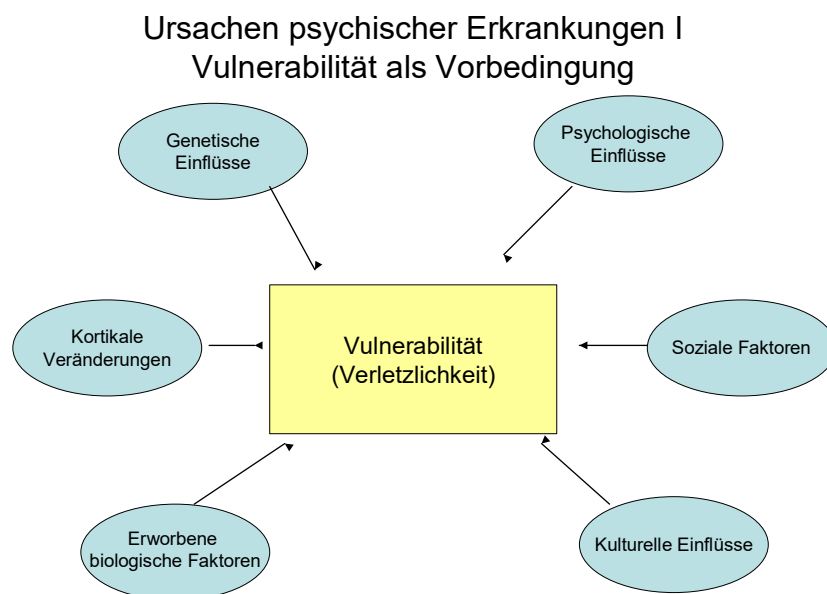


Abbildung 1: Das klassische bio-psycho-soziale Modell

Dieses Modell hat viele Vorteile, weil es unnütze Debatten, ob z.B. bei psychischen Erkrankungen der biologische oder aber der psychosoziale der ausschlaggebende ist, überflüssig werden lässt und die Bedeutung beider Seiten würdigt.

Wenn man genau hinsieht, kann man an diesem Modell aber auch eine zu vereinfachte Darstellung des komplexen Verhältnisses von menschlicher Biologie, Psyche und sozialer und gesellschaftlicher Außenwelt unterstellen. Die Einflussfaktoren werden hier additiv nebenein-

ander gestellt, nicht aber in ihrem komplexen Wechselverhältnis abgebildet. Gerade die Neurobiologie hat gezeigt, dass wir von einer untrennbaren Einheit von Gehirn, Organismus und Umwelt ausgehen müssen (Fuchs, 2008, 141). Die „offenen Schleifen“ des kindlichen Hirns würden ins Leere laufen, wenn sie sich nicht mit Hilfe einer einfühlend-unterstützenden Umwelt zu funktionierenden Hirnstrukturen entwickeln könnten. Das Spiegelneuronsystem, das uns Menschen erst dazu befähigt, uns in andere Menschen hineinzusetzen, würde umgekehrt kaum funktionieren, wenn die Bezugspersonen nicht ihrerseits empathisch auf den Säugling eingehen.

Folgendes erweitertes Modell versucht das zu veranschaulichen:

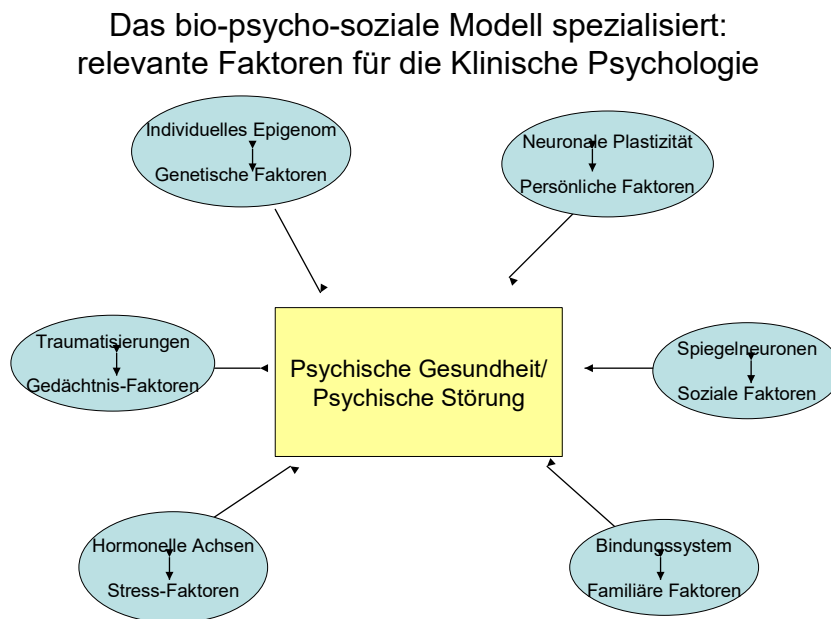


Abbildung 2: erweitertes bio-psycho-soziales Modell

Literatur

Fuchs, Th. (2008): Das Gehirn – Ein Beziehungsorgan. Stuttgart: Kohlhammer.